

Andreas Dresen

UNDER A LIQUID SKY

Kurzgeschichten und Gedichte

epospresse
Andreas Dresen
& Alfred Reuters GbR **Verlag**

UNDER A LIQUID SKY
Andreas Dresen

ISBN 978-3-9813-3120-2
epospresse Aachen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte: Andreas Dresen und epospresse Verlag

1. Auflage 2009
Umschlaggestaltung: Andreas Dresen
Titelbild: Kerstin Küppers
Printed in Germany

epospresse
Andreas Dresen
& Alfred Reuters GbR **Verlag**

www.epospresse-verlag.de

Inhalt

Küchentischbuddhismus	5
Das erste Kind gehört dem Staat	8
In der Nacht, in der Nacht	13
Die Wogen der Zeit	15
Gummibärchen	17
Drabble: Im Regen	22
Drabble: Nachts	22
BioMec	23
Drabble: Weiße Wände	29
Drabble: Unter der Stadt	29
Die Idee	30
Drabble: Frühling	32
Piraten	32
Tiefenrausch	33
Die Petersilie	34
Im Hafen	35
Im Bus	37
Warum er fast lernte, Brot zu backen	38
Wüste	42
Matala High Noon	43
Drabble: Rückenschmerz	45
Drabble: Im Sand	45
Die Besucher	46

30 Euro	54
Drabble: Gelbe Quietscheentchen	59
Drabble: Der Tunnel	59
Julie	60
Drabble: Himmlische Rezepte	64
Drabble: Sturm!	64
What You See	65
The Return Of The Space Cowboy	69
Aus dem Meer	72
Dreamland	76
Das Buch	77
Der See	82
Ein schöner Tag zum Sterben	86
Seelenfresser	90
Die mentalen Fähigkeiten eines Goldfisches	91
Das Spiel	93
Irischer Morgen	96
Was sind Drabbles? Und ein Nachwort	99

Küchentischbuddhismus

Ernst saß am Küchentisch und starrte auf seine Flasche Bier. Die Fliege summte um die Lampe.

Er hob die Zeitung von der Tischdecke, wo sie kleben blieb und abriß.

„Scheiße“, dachte Ernst. „Ich sollte den Tisch mal abwischen. An was man alles denken muss.“ Er schüttelte leicht den Kopf. Früher hatte Erika das gemacht.

Langsam rollte er die Zeitung zusammen und starrte auf die Fliege. Die Fliege setzte sich auf die staubige Küchenlampe und starrte zurück.

Ernst ließ die Zeitung sinken und nahm einen großen Schluck Bier. Zumindest trinken konnte er jetzt, wann er wollte. Doch das war auf die Dauer auch langweilig. Er rülpste kurz und lauschte dem prasselnden Regen durch das gekippte Fenster.

Die Küche war aufgeräumt. So wie sie ein Mann eben aufräumt, wenn er alleine lebt.

Es war schon in Ordnung, er kam zurecht. Er zündete sich eine Zigarette an und legte sie in den vollen Aschenbecher. Jetzt brauchte er zum Rauchen nicht mehr auf den Balkon zu gehen.

Die Fliege summte wieder um die Lampe und Ernst hob erneut die Zeitung. Darin hatte er gelesen, dass die Buddhisten an die Wiedergeburt glaubten. Dass man im nächsten Leben als Mensch, Tier oder als Pflanze wiedergeboren werden konnte. Zum Beispiel als Baum. Als Kuh. Oder als Fliege.

Er fragte sich, als was er wohl wiedergeboren werden wollte. Vielleicht als Vogel. Dann wäre er frei. Andererseits war er das schon jetzt. War auch nicht so toll.

Wiedergeburt. Ginge das denn überhaupt? Konnte man denn als normaler Mensch wiedergeboren werden? Oder musste man dafür Buddhist sein?

Die Fliege flog immer wieder gegen den Lampenschirm und erzeugte diesen leisen, krachenden Ton, der Ernst nervös machte. „Scheint ganz schön blöd zu sein“, dachte er und nahm noch einen Schluck Bier.

„Wer weiß, wer das jetzt ist.“ Er lehnt sich auf seinem Stuhl zurück und blickte zur Lampe hoch und sprach leise mit der Fliege. „Im

einen Moment bist du noch Chefarzt und kurz darauf, zack, bist Du 'ne Fliege.“ Er lachte kurz bei dem Gedanken an den Arzt im Krankenhaus, der Erika zum Schluss betreut hatte. Der hätte es verdient.

Plötzlich setzte er sich gerade hin, als ihm ein Gedanke kam. Vielleicht war es ja Erika selber!

Vielleicht war sie zurückgekommen?

Er straffte sich und strich das Unterhemd glatt. Die Fliege setzte sich auf den Küchentisch und saugte an den klebrigen Resten auf der Tischdecke.

Nun schämte er sich ein wenig, dass er schon wieder ein Bier trank. Und wie er wieder aussah ...!

Nur im Unterhemd und außerdem noch seit ein paar Tagen im selben. Vielleicht stank er sogar ein bisschen. Die Fliege summte und flog ein wenig näher. Jetzt kam er sich idiotisch vor. Als ob seine Frau zurückkommen würde. Sie hätte bestimmt besseres zu tun, als ihn hier bei seinem Bier zu besuchen. Andererseits, man konnte nie wissen.

Erika war doch katholisch gewesen. Zumindest getauft. Er erinnerte sich jetzt, dass sie immer über diese Buddhisten geredet hatte. Sie war sogar mal eine Zeitlang zum Yoga gegangen. Für junge Senioren. Mit Meditation. Ob das schon ausreichte, um zum Buddhisten zu werden? Und um wiedergeboren zu werden?

Die Fliege hob ab, flog im Zickzack-Kurs zu ihm und setzte sich auf seinen nackten Arm.

„Das hast du jetzt davon“, sagte er im Spaß zu der Fliege. „Wärst du mal häufiger in die Kirche statt zum Yoga gegangen. Dann wärst du jetzt im Paradies. Und nicht wieder in unserer Küche.“

Die Fliege krabbelte auf seinem Arm hin und her. Es kitzelte, aber Ernst traute sich nicht sie zu verscheuchen. Es wäre ja immerhin möglich. Er wurde nachdenklich.

Doch plötzlich riss er seinen Arm hoch und verscheuchte das Insekt. „So ein Unsinn“, dachte er und nahm noch einen Schluck Bier. „Wenn man so denkt, dann wird man ja verrückt. Dann kann ich ja keine Fliege und keine Spinne mehr töten. Geschweige denn ein Schnitzel essen.“

Er sank in sich zusammen und dachte nach. Lange war es still in der Küche. Dann setzte sich die Fliege auf seine Nase. Ernst schluckte.

„Erika, bist du das? Bist du das wirklich?“

Die Fliege zuckte kurz mit den Flügeln und brummte. Jetzt lief es ihm kalt den Rücken hinunter. Sie war es. Sie war zurückgekommen. Oder? Er schielte ein wenig, um die Fliege auf seiner Nase besser sehen zu können. Als er einen Finger hob, um sie auf seine Hand krabbeln zu lassen, flog sie davon und direkt zum Aschenbecher, in dem die Zigarette verqualmte. Ernst schluckte. „Ja, ich weiß. Die Vorhänge und die Tapeten. Ja, es tut mir leid. Und die ganze Wohnung stinkt.“ Mit einer raschen Handbewegung drückte er die Zigarette aus. Dann stand er auf und leerte den Aschenbecher in den Mülleimer aus.

Als er sich wieder setzte, saß die Fliege auf dem Hals der Bierflasche und schien Ernst anzustarren.

„Es ist die erste Flasche heute Abend“, entschuldigte er sich bei der Fliege. Nach einer kurzen Pause gab er zu: „Nein, du hast Recht, es ist die zweite.“ Er wandte den Blick ab und murmelte leise: „Ja, die dritte. Es ist so langweilig alleine.“ Wieder stand er auf, nahm die Flasche und ging zur Spüle. Als er sich umblickte, saß die Fliege wieder auf dem Tischtuch und schaute ihm hinterher. „Als ob sie mich kontrollieren würde“, dachte Ernst. Er drehte sich um. Dann klatschte er schnell mit der Hand auf den Tisch und zerdrückte die Fliege unter seinen Fingern.

Erleichtert atmete er auf. „Bin ich froh, dass ich kein Buddhist bin. Das wäre mir viel zu anstrengend.“

Langsam hob er die Flasche und trank sie in einem Zug aus.

Das erste Kind gehört dem Staat

Artikel 10 des Grundgesetzes der neuen Republik:

Um den Fortbestand der deutschen Kultur und des deutschen Staates zu sichern, ist es die Pflicht eines jeden deutschen Staatsbürgers, das erste Kind dem Staate zu überlassen.

Dabei muss jeder gesunde deutsche Mann, der das 18. Lebensjahr vollendet hat, mindestens einmal erfolgreich Leben spenden. Jede gesunde deutsche Frau muss im Alter zwischen dem vollendeten 18. und 24. Lebensjahres ein gesundes Leben schenken, dies zumindest jedoch zwei Mal versuchen. Die Zusammenkunft kann wahlweise künstlicher oder natürlicher Art sein.

Jeder Mann wird weiterhin zum Unterstützungsdienst verpflichtet. Dieser beginnt am Tag der erfolgreichen Spende. Der Dienst teilt sich auf in 6 Monate Dienst im Aufzuchtshaus für Staatsbürger und 6 Monate Dienst am eigenen Kind, jeweils 3 Monate vor und nach der Geburt. Er kann bei Bedarf auch einem anderen Kind zugewiesen werden.

3 Monate nach der Geburt wird das Kind zum Staatsbürger und ist somit in die Obhut des Staates und der Aufzuchtshäuser zu übergeben.

Etwas aufgeregt war er schon. Seine Frau hatte er bereits im Aufzuchtshaus kennengelernt. Damals hatten sie versucht, ihre Freundschaft geheim zu halten. Entsprechend erstaunt waren sie gewesen, als ihre Beziehung von den Betreuern freudig wahrgenommen und sogar gefördert wurde.

Heute würden sie ihr erstes Kind erzeugen. Seine Lebensspende hatte er bereits vor vier Wochen abgegeben. Seine Frau hingegen wurde gerade von netten Betreuern auf den Empfang seiner Spende vorbereitet.

Obwohl sie nun schon 3 Wochen verheiratet waren, hatten sie noch nicht miteinander geschlafen. Ihre Hochzeitsnacht war geprägt von

Kuscheln und liebevollen Intimitäten. Aber kein Sex. Sie wollten sich gegenseitig aufheben, für den Tag, an dem sie ihr eigenes Kind zeugen wollten. Das zweite Kind. Das Kind, welches sie behalten würden.

Das erste Kind gehört dem Staat.

Nach der Geburt des ersten Kindes würde sie die Narbe am Bauch tragen, die sie auszeichnen würde. Da heute Empfängnistag war, hatte er einen Tag Urlaub vom Pflichtdienst bekommen, den er vor gut einem Monat, am Tag seiner Lebensspende, angetreten hatte.

Er selber war kurz nach seiner Geburt dem Staat übergeben worden, wie es vorgesehen war. Man löschte seine persönlichen Daten und er wurde in einem anderen Teil Deutschlands aufgezogen. Er gehörte zur neunten Generation Staatsbürger, die für den Staat geboren wurden.

Damals, nach den Unruhen, war das Gesetz erlassen worden, dass jeder Deutsche seine Pflicht zur Erhaltung des Staates zu leisten habe. Der Pflichtdienst für Männer und Frauen.

Was für eine strahlende Gerechtigkeit! Jeder trug seinen Teil zum Erhalt des Staates bei. Und die Jungen lebten für die Alten. Jeder hatte seinen Platz. Es hatte eine Zeit gegeben, in der die Deutschen keine Kinder mehr bekamen. Damals gab es plötzlich nur noch ein neugeborenes Kind auf eintausend Erwachsene.

Er hatte noch etwas Zeit. Gedankenverloren lehnte er sich über das Geländer der Brücke und starrte auf den Rhein, auf dem ein Militärboot seine Runde drehte.

„Damals hieß der Pflichtdienst noch Wehrdienst!“, sprach ihn der alte Mann an, der plötzlich neben ihm am Geländer stand. Der Junge erschrak, fasste sich aber schnell wieder.

„Ich weiß“, antwortete er. „Das haben wir natürlich gelernt. Er ist 2012, nach den Unruhen, abgeschafft worden. Endlich, muss man da wohl sagen!“ Er straffte sich. „Seitdem ist die ganze Kraft der Jugend in die Erhaltung des Staates, nicht in seine Verteidigung gelenkt worden. Wie unsinnig das Ganze damals doch war! Jeder Jugendliche ein Soldat. Töten zu lernen, ist wohl der falsche Weg zur Erhaltung der Menschheit.“ Er fühlte den ganzen Stolz, seine Kraft für den richtigen Weg einsetzen zu dürfen.

„Ja, da hast du wohl recht“, sprach der Alte, „das Töten war nie der richtige Weg. Aber ist dieser Weg besser? Menschen ohne Familie? Was sind denn Menschen noch ohne Familie? Sind sie nicht Menschen ohne Geschichte? Ohne Halt?“

„Ich habe eine Familie!“ Plötzlich fühlte er eine flammende Wut in sich aufsteigen.

Er hatte seine Frau und seine Geschwister aus dem Heim.

Seine Kindheit hatte er im Heim in einer Gruppe verbracht, die sich kaum veränderte. Mal kam ein anderer Betreuer, mal verschwand ein Kind. Ansonsten blieb die Zusammensetzung über die Jahre hinweg gleich. Seine Entlassung aus dem Heim war jetzt erst ein Jahr her, und er hatte einen Großteil seiner Gruppe seitdem nicht mehr gesehen. Die Erinnerung verblasste langsam. Nur zu seinen Geschwistern hielt er Kontakt, sie waren ebenso wie er im Heim aufgezogen worden. Sie wurden einander als Geschwister zugewiesen, da konnte man nichts machen, das konnte man nicht ändern, das waren nun einmal seine Geschwister.

„Ja, ich weiß.“ Der Alte nahm das Gespräch wieder auf. „Du hast wahrscheinlich eine nette Frau gefunden, mit der du eine Familie gegründet hast.“

„Das stimmt. Und sobald wir unsere Pflicht erfüllt haben, wollen wir unsere eigenen Kinder bekommen.“

„Aber weißt du, bevor die Menschen aufhörten, Kinder zu bekommen, gab es auch andere Zeiten.“

„Die dunklen Zeiten“, erinnerte sich der Junge an seinen Geschichtsunterricht.

„Na ja, dunkel mögen sie auf ihre Art gewesen sein, aber damals gab es noch Familien. Meist große Familien mit vielen Kindern, was zu einem weit verzweigten Netzwerk an Menschen führte, die sich verbunden fühlten.“

„Warum verbunden?“

„Weil sie eine Familie waren! Und in Zeiten der Not half man einander. Jeder hat natürlich versucht, so gut es ging, selbst zurechzukommen, aber wenn man in Not geriet, konnte man auf Hilfe rechnen.“

„Aber der Staat hilft mir doch! Ich bin ein Staatsbürger. Ein Mann dieses Volkes! Wenn ich krank bin, hilft mir der Staat!“

„Ich sehe, du verstehst noch nicht. Es gab nicht nur Leid in der damaligen Zeit. Es gab genauso viel Liebe und Freude. Wenn ein Kind geboren wurde, dann wurde gefeiert. Das waren noch Feste! Da wurde die ganze Familie zusammengerufen und es wurde gelacht, getanzt und gegessen. Und zum Geburtstag ebenfalls! Und zur Hochzeit! In großen Familien gab es häufiger einen Grund zum

Feiern als zum Trauern.“

„Aber es gibt doch immer noch Familien! Überall gibt es Familien, jeder lebt in einer.“

„Nein, nicht jeder. Die, die aus dem Heim kommen, haben keine. Und die, um die sich der Staat kümmert, ebenfalls nicht. Du hast keine Familie!“

Er fühlte sich unwohl. Was wollte dieser alte Kerl von ihm? Er wollte sich das nicht bieten lassen.

„Aber ich habe unsere Kultur“, erwiderte er, als er sich bewusst wurde, worauf er stolz war, „ich bin ein Mensch unseres Staates. Und ich trage stolz zu unserem Bestehen bei.“

„Was ist denn unsere Kultur?“

Der junge Mann stutzte kurz. „Die Lieder zum Beispiel. Unsere Lieder, wie sie schon von unseren Vätern und Vorvätern gesungen wurden?“

„Kennst du deinen Vater?“, fragte der Alte.

„Nein, natürlich nicht!“

„Na, dann kannst du auch nicht wissen, welche Lieder dein Vater gesungen hat. Woher weißt du, ob sich der Staat das nicht nur ausgedacht hat, um dir die Kultur, das Wesen zu geben, das du so sehr vermisst? Hat dich deine Großmutter in den Schlaf gesungen? Hat deine Mutter dir das Familienrezept gekocht?“ Der Alte blickte ihn neugierig an.

„Nein, aber das brauche ich auch nicht! Ich habe im Heim alles gelernt, was ich wissen muss. Und uns geht es heute besser. Das ganze Volk hatte damals Angst vor dem Alter und der Hilflosigkeit. Und ich kann es ihnen nicht verdenken. Heute hat jeder Alte seinen Platz in der Gesellschaft.“

„Ja? Wirklich? Kennst du denn einen Alten?“

Nervös kaute er an seinem Daumnagel. Er war stolz darauf, ein Bürger für den Staat zu sein. Nicht jeder Mensch, der in Deutschland lebte, hatte noch das Recht, sich Staatsbürger zu nennen.

„Wer sind Sie überhaupt? Und warum gehen Sie mir auf die Nerven? Meine Frau wird heute unser Kind empfangen! Ich habe ganz andere Sorgen.“

„Und dann, dann wirst du das Kind abgeben. Genau in einem Jahr.“

„Ja, natürlich. Dann wird es ein Staatsbürger, mit den gleichen Rechten, die ich habe.“

„Ich bin auch ein so genannter Staatsbürger. Auch ich bin meiner

Pflicht nachgekommen und habe ein Kind gezeugt, einen Sohn. Ich weiß nicht, wo er heute ist. Aber er müsste ungefähr in deinem Alter sein. Warum habe ich ihn damals nicht genommen, und bin mit ihm über alle Grenzen in den Osten geflohen, wo man noch frei leben kann...“

Das war ein Schock. Ein Schlag ins Gesicht hätte nicht überraschender sein können. Das war eine grobe Pflichtverletzung. So sollte, so durfte kein vernünftiger Mensch denken!

Brüsk wandte er sich ab. Von so einem undankbaren Nörgler wollte er sich seinen großen Tag nicht verderben lassen. Seine Euphorie war verfliegen. Und langsam ging er auf die Klinik zu, in der heute seine Frau sein Kind empfangen würde.

In der Nacht, in der Nacht

Komm, wir opfern ein Huhn“, sprach Natzumi. „Es wird die Ahnen gütig stimmen.“

Leoni kicherte. „Du bist ein künstliches Wesen. Du bist vollgestopft mit Kabeln und organischem Schlamm aus irgendeinem Labor. Du hast keine Ahnen.“

Natzumi schüttelte langsam den Kopf, während er Leoni tief in die Augen sah. Der Zylinder mit dem dunkelroten Hutband wirkte dabei wie festgewachsen auf dem schwarzen, glänzenden Haar, das er zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte.

„Du verstehst nicht.“

„Doch ich verstehe! Ich habe Vater und Mutter. Auch wenn ich sie noch nie gesehen habe. Darum habe ich auch Ahnen.“

„Wir haben mehr gemeinsam, als du dir jetzt vorstellst. Wir beide sind nur die Summe verschiedener Faktoren. Knochen, Haut und Nerven bei dir, Metalle und synthetische Stoffe bei mir. Und Energie hält uns beide am Leben. Ströme, Impulse, Zufälle und Ergebnisse, Ergebnisse der Evolution, der Forschung der Natur, Ergebnisse der Versuche, der Forschung in den Labors. Du hattest Vater und Mutter. Sie wussten genau, was sie tun mussten, um dich zu zeugen, um dich zu erschaffen.“

Leonie schnaubte ein Lachen. „Na ja...“

„Sie waren deine Schöpfer. Meine Schöpfer“, fuhr Natzumi unbeirrt fort, „wussten ebenfalls was sie taten. Sie wussten es aufgrund jahrelanger Forschung und Zufällen. In beiden Fällen wird ein Leben geschaffen. Von Personen oder Maschinen. Ich lebe, weil meine Väter und Mütter die Idee hatten, mich zu schaffen. Und so schufen sie mich. Daher habe ich Ahnen. Meine Väter und Mütter, und deren Väter und Mütter, und deren Väter und Mütter. Du siehst also, ich bin dir nicht nur körperlich und wahrscheinlich geistig überlegen, ich besitze auch mehr Ahnen, die ich beschwören kann. Mächtige Ahnen, denn sie haben mich geschaffen“, schloss er etwas atemlos.

„Du bist verrückt“, war das einzige, was Leonie hervorbringen konnte.

Sie kannte ihn nun schon etwas länger, doch war er ihr bisher eher

introvertiert erschienen, ruhig und zurückgezogen. Daher überraschte sie der plötzliche Ausbruch.

Natzumi war aber noch nicht fertig.

„Das Ganze hat natürlich auch Nachteile. Man kann natürlich nicht nur Ahnen besitzen, sondern auch ziemlich schnell zu einem werden. Dazu reicht es schon, ein Kind zu zeugen. Dies ist nun mal nicht so ungewöhnlich, wenn auch für mich nicht besonders einfach. Aber du kannst so etwas. Und kaum ist das Kind auf der Welt, schon bist du ein Ahne. Und es kommt noch schlimmer. Stell dir nur mal vor, dein Kind erzeugt mit seiner kranken Phantasie selbst irgendwann ein neues Leben. Ein Wesen, schleimig und grün, halb Mensch, halb Maschine. Ein Wesen, das die unglaublichsten Wünsche und seltsamsten Vorstellungen hat. Dann bist du - nach meiner Theorie - der Ahne dieses Wesens. Verstehst du, was das heißt? Du bist dann seinen Beschwörungen und Wünschen hilflos ausgeliefert! Du musst tun, was es von dir verlangt, obwohl du schon seit Jahren tot bist. Natürlich nur, wenn es ein Huhn bekommt, um es dir zu opfern. Achte also auf deine Gedanken“, schloss Natzumi und wandte sich wieder den Kontrollanzeigen seines Pilotensessels zu.

Leoni lachte leise und dachte über seine Worte nach. Nachdenklich betrachteten nun beide die vorbeiziehenden Sterne.

Schließlich brach Leonie das Schweigen. „Ich glaube, du hast Recht. Wir sollten das Huhn opfern. Es ist noch etwas Curry-Hühnchen mit Reis im Tiefkühlfach.“

Sie stand auf und verließ den Raum. Natzumi seufzte tief.

„Und ich hole die Kerzen.“